

Jahrgang II.

No. 4.

Juli 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Die Presse. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Kritinismus. — Neues von der Theaterzensur. — Die Polizeiaassistentin. — Zeppelins Pech. — Saccharin.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Zeitungs ausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller. Fachzeitschriften, Finanziers,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau **sofort** nach Erscheinen

K L O S E & S E I D E L

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43

::

Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen!

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



Dokumente der Weitanschauung des Anarchismus —
Sozialismus.

Aus dem reichhaltigen Inhalt des **128 Seiten** umfassen-
den, **illustrierten** Bandes heben wir hervor:

Peter Krapotkin: Ueber Leo Tolstoi - Luipi: Die Grundlagen des freien
Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. —
Aufruf der Internat. Antimilitarischen Assoziation: An die Rekruten Frank-
reichs ! Fritz Brupbacher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen
Staate. — Otto Karmin: Syvain Marechal und die Verschwörung der
Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses
zwischen Jdeal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus
in Deutschland. — Domele F. Nieuwenhuis: Aus dem Leben eines revo-
oo lutionären Kämpfers etc. etc. oo

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1—, bei Bezug von 3 **Exempl.** für
insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an :

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)

Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II.
No. 4.

München,
Juli 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München. Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Die Presse.

Es war sehr schön. Von Westen und Osten, von links und rechts waren sie herbeigeströmt und hatten in München ihren Kongress. Viele viele Reden wurden gehalten. Die überm Strich sprachen und die unterm Strich, die Mittag- und Abendzeitungen sandten Redner aus und es redeten auch die heiligen Könige aus dem Morgenblatt. Alle aber priesen ihre hohe Mission, alle fanden des Rühmens kein Ende, wenn sie die Kulturbedeutung der Presse erörterten, aus jeder Rede floss tiefendes Lob auf die verdienstliche Tätigkeit der Zeitungen und ölige Zufriedenheit über die eigne erspriessliche Leistung. Es war als ob sich ein Bonze wohlgefällig auf den Bauch klopfte.

Die Generale der siebenten Grossmacht (oder ist's die achte? Ich habe kein Schmocklexikon zur Hand), die einander auf dem Schlachtfeld der öffentlichen Meinung mit jedem erreichbaren Stinkgeschoss zu bombardieren pflegen, nannten sich gegenseitig „Herr Kollega“ und schrieben in den kongressfreien Stunden Berichte über die Einmütigkeit der deutschen Journalisten und die laufenden Artikel, in denen der Verhandlungsbruder unter möglichster Ver-

meidung des Sauherdentons als Schurke, Verleumder, Gauer und Ehrabschneider hergerichtet wurde. Es waren erhebende Tage.

Nun ist es ja gewiss hübsch, wenn sich der Kampf der Meinungen, der Widerstreit von Ueberzeugungen und Kulturidealen auf einem so hohen Niveau abspielt, dass die Streitenden niemals den Respekt vor der ehrlichen Gesinnung des Gegners verlieren. Es ist ein Zeichen wirklichen Anstands, wenn Männer, die ein Abgrund von Ideen trennt, sich gleichwohl freundlich die Hand reichen, weil jeder im andern den Idealisten würdigt, als der er selbst eingeschätzt werden will. Es wäre ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen, wenn jede Ansicht so scharf wie nur möglich, aber sachlich und ohne Gehässigkeit verfochten würde, und wenn jede Person, die sich vor eine Sache stellt, gegen Verunglimpfung und Verdächtigung gefeit wäre.

Ich habe mich oft gefragt, warum wohl die Presseleute, wenn sie polemisch werden, niemals sachlich bleiben können, warum sie niemals eine gegnerische Meinung bekämpfen, sondern immer nur den Gegner, und warum diese Sitte in allen Lagern ohne Unterschied der Partei und der Konfession geübt wird.

Der Grund dürfte im politischen Charakter aller Zeitungen ruhen. Tun wir der Politik einmal die Ehre an, sie als geistige Disziplin zu werten und ihr eine Definition zu suchen, gegen die der stolzeste Politiker nichts einwenden wird, so können wir (mit gutmütigem Schmunzeln) zugeben: Politik ist die Wissenschaft von den realen Notwendigkeiten. Darin liegt aber die Feststellung eingeschlossen, dass Politik etwas ist, was am Tage klebt, was jedes Zusammenhangs mit ewigen Dingen bar ist, was nicht die Menschheit, sondern die Leute angeht.

So ist denn jeder politische Streit ein Streit von Person zu Person. Die Sache, um die er geht, ist identisch mit gewissen Menschen, die denn doch allemal zu wenig Persönlichkeit sind, um mit ihren Namen eine die Zeit überstrah-

lende Idee repräsentieren zu können. Die Kleinheit der Objekte rechtfertigt die Auffassung, die in der Beseitigung der Subjekte die Entscheidung des Kampfes erblickt.

Hinter allen politischen Redereien, Schreibereien und Tuereien fehlt die ethische Rückenlehne. Sie verbog sich bei den Verrenkungen der Streiter, bis sie im Zank um die dürftigen Realitäten der Alltagsrempeleien völlig abbrach. Die Journalistik weiss von jeher den politischen Drehschemel am gelenkigsten zu handhaben, da die Anonymität, aus der heraus sie mit vergifteter Tinte um sich spritzt, die Person des Schreibers jeder ethischen Verpflichtung enthebt. Jahraus jahrein beschimpft einer den andern auf das Unflätigste, — wo sie sich aber bei Kongressberatungen zusammenfinden, wissen sie, dass sie einander wert sind, dass keiner dem andern eine Rüpelei schuldig geblieben ist, und sie sind einig, dass das Lesepublikum durch den hohen Kulturfaktor der Presse nach gemeinsamen Grundsätzen erzogen werden muss.

Die Grundsätze der Abonnentenerziehung bestimmen sich aus der Abschätzung, welches Quantum Tatsachenkenntnis aus dem Schatz des Journalistenwissens dem Zeitungsleser zuträglich ist. Denn Tatsachenkenntnis ist das einzige, was der Spaltenfüller abzugeben hat, seine Schriftstellerei ist Reportage, — was darüber hinausgeht, sind Brockhaus-Exzerpten. Man will also aus pädagogischen Bedenken mit den Mitteilungen ans Publikum haushalten. Die Nachrichten, für deren Registrierung der Abonnent zahlt, sollen erst eine Redaktions-Zensur passieren, damit der Auftraggeber der Zeitung nicht etwa an seiner Seele Schaden leide.

Wir können somit in der Entwicklung des Gegenseitigkeitsverhältnisses zwischen Presse und Publikum eine ganz ähnliche Erscheinung beobachten, wie in der Beziehung zwischen Polizei und Publikum. Ursprünglich war die Polizei das dienende Organ der Bevölkerung, das zur Bequemlichkeit des öffentlichen Verkehrs auf Anordnung der

Bürger gewisse praktische Handreichungen auszuführen hatte. Allmählich verschob sich das Verhältnis. Die Polizei ordnete sich den öffentlichen — und weiterhin auch den privaten Verkehr der Menschen in einem Grade unter, dass das auftraggebende Bürgertum zum gehorsamen Eleven der behördlichen Schneidigkeit wurde. Heute wagt der freie Mann nicht mehr, einen persönlichen Entschluss zu fassen, ehe er nicht die Erlaubnis der hohen Polizei eingeholt hat.

Die Presse hat von Natur aus den Beruf, über die Dinge, die in aller Welt Anspruch auf allgemeine Aufmerksamkeit haben, Berichte einzusammeln, sie zu vervielfältigen und denen, die sich darauf abonnieren, zugänglich zu machen. Jeder weiss, dass diese Aufgabe heutzutage nirgends mehr als Beruf der Zeitungen angesehen wird, und dass die Tagesblätter längst zu Agenturen teils ihrer politischen Inspiratoren, teils ihrer unpolitischen Inserenten geworden sind. Der Abonnent, der Leser, der Auftraggeber wird zum Parteigänger der Politiker und zum Kunden der annoncierenden Geschäfte erzogen. Um ihn aber erziehen zu können, muss er beaufsichtigt und bevormundet werden. Die Presse macht sich zu seinem Mentor und Verfügt, was er wissen darf und was ihm verheimlicht werden soll.

Bei der Münchener Tagung kam man überein, die Zensurtätigkeit der Redaktion in erhöhtem Masse der Gerichtsberichterstattung angedeihen zu lassen. Der Leser soll vor dem verseuchenden Einfluss kriminalistischer Sensationen behütet werden. Ein hohes Ziel. Doch scheint die Frage am Platze, mit welchem Köder man denn künftighin das Publikum zur Lektüre der politischen Stimmwerbung und der geschäftlichen Inserate anlocken will. Die tatsächlichen Meldungen zeithistorischer Ereignisse, die einstmals all in ihrer Nüchternheit das einzig bestimmende Moment zur Ausgabe der Zeitungen war, ist von der Journalistik nach und nach soweit zur Nebensache gemacht worden, dass auch beim Zeitungsleser selbst das Bedürfnis, sachliche

Neuigkeiten zu erfahren, mehr und mehr dem Hunger nach sensationellem Unterhaltungsfutter gewichen ist. Die Auf-takelung realer Vorgänge mit gruseligen Detailschilderungen ist zu selbstverständlich geworden, um in neuigkeits-lüsternen Zeitgenossen noch nachhaltige Erregungen hervor-rufen zu können. Auch die Wettjagd der Presse um den Schnelligkeits-Rekord telegraphischer Nachrichten, die längst der Fixigkeit eine wichtigere Bedeutung als der Rich-tigkeit verliehen hat, bewegt viel weniger den Abonnenten als den Redakteur.

Das sicherste Mittel, das Publikum in empfänglicher Laune zu halten und damit den Erziehungsabsichten der Presse zugänglich zu machen, bietet immer noch die Aus-breitung schmutziger Privatwäsche an öffentlichen Trocken-leinen. Den Nachbarn in Situationen zu beobachten, in denen er unbeobachtet sein möchte, bereitet dem Bürger jedes Standes am zuverlässigsten den Kitzel, den herbeizu-führen im Interesse der pädagogischen Tendenzen der Zeitungen liegt. Der Ort aber, wo die Unterkleidung der Nebenmenschen vor aller Blicken umgewendet und in eine Beleuchtung gehängt wird, die jeden Flecken transparent plakatiert, ist der Gerichtssaal. Und die Presse sollte plötz-lich darauf verzichten wollen, die forensischen Entklei-dungsszenen der Justizprozesse ihren Abonnenten im dra-matischen Film vorzuführen? Sie wird nicht.

Die Presse kann garnicht auf die ausführliche Repor-tage sensationeller Gerichtsverhandlungen verzichten, selbst wenn sie möchte. Denn die Gewöhnung der Zei-tungsleser an eine ununterbrochene chronique scandaleuse muss ihr wichtig sein, weil nur sie ihr die Möglichkeit gibt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Privatleben ge-sinnungsfeindlicher Persönlichkeiten in ihre politische Be-rechnung zu stellen: worauf ja wiederum der Erziehungs-eifer der Journalistik abzielt.

Man wird meine Bemühungen um die psychologische Ergründung des Pressecharakters gehässig schelten. Man

wird einwenden (nicht in öffentlicher Polemik, sondern in stiller Einkehr. Denn mit Herrn Mühsam polemisiert man nicht), dass bei der Orientierung der Leser erziehlche Erwägungen geboten seien, da gerade die im Konkurrenzkampf entwickelte Mannigfaltigkeit des Zeitungsinhalts den Redakteur mit einer kaum erträglichen Verantwortlichkeit gegen das allgemeine Wohl belaste. Seine exponierte Tätigkeit dränge den Journalisten als Führer vor die Massen, und er habe Sorge zu tragen, dass die allgemeine Moral, wie sie alle Volksklassen und alle Religionsgemeinschaften anerkennen und wie sie in der Bergpredigt ihren bestgeformten Ausdruck findet, nicht ins Wanken gerate. — Man wird mit seinen Einwendungen kein Glück haben.

Es ist keineswegs meine Absicht, der bestehenden Presse neue Bahnen für ihre Wirksamkeit anweisen zu wollen. Je ne juge pas, je constate. Falls in meinen Feststellungen die eine oder andere Wendung wie ein Vorwurf klingt, so wird man das der gelingen Scham zugute halten müssen, dass die Bespiegelung des Instituts, das zum Nutzen vermehrter Kultur helfen könnte und müsste, ein gar so trauriges und hässliches Bild zeigt. Gerade das ist ja der Kern meiner Konstatierungen, dass den Journalisten das Bewusstsein ihrer Verantwortlichkeit so durchaus fehlt, und dass diejenigen, die für die Öffentlichkeit schreiben, keine entfernte Vorstellung von der furchtbaren Resonanz des gedruckten Worts haben. Wollte ich Vorwürfe erheben, so wäre dies der stärkste: dass die Presse nicht schon immer durch eine bescheidene Objektivität auf den Geschmack und den Anstand der Menge erzieherisch gewirkt hat und dass sich ihre Vertreter in unbescheidener Anmassung zusammensetzen, um die von ihr im Publikum grossgezogene Geschmacklosigkeit, Indolenz und Sensationsgeilheit mit dem Erziehungsbakel wieder auszutreiben.

Mit ernster Empörung aber muss es zurückgewiesen werden, wenn jene Herren sich für ihre skandalfrohe Orientierungstätigkeit auf eine sittliche Mission berufen,

Dazu hat kein Recht, wer Träger fremder Ideen mit persönlichem Unrat bewirft. Christliche Ueberzeugungen stehen dem schlecht an, dem seine eignen Ueberzeugungen so wenig heilig sind, dass er von fremden nur mit hämischer Verdächtigung reden kann. Das Kreuz wird zur Farce, wenn es als Geschäftsblem vor einen Laden genagelt wird. Die Gestalt des Begründers des Christentums scheint mir bespöien und beschmutzt, wenn ich die Söldner der öffentlichen Meinung mit seinen Worten hausieren gehen sehe. Werden sie ethisch, so bringen sie ihre schmalzigen Verlogenheiten, als kämen sie eben von einer Interview mit Jesus Christus und spielen sich auf als seine Jünger und als Hüter seines Vermächtnisses. Ach, Herrschaften, es gibt noch gewisse Unterschiede zwischen einem Essäer und einem Essaysten . . .

Ob der Münchener Preetag den Erfolg haben wird, dass nun wirklich in den Berichten über Prozessverhandlungen die Bettwäsche der Beteiligten etwas vorsichtiger bestrahlt werden wird als die Unterhosen, das scheint wenig belangvoll. In den Leitartikeln und im Feuilleton, im lokalen Teil und in den faits divers wird alles beim alten bleiben. Die gute Beziehung zum Inseratenteil und zu den politischen Einbläsern wird nach wie vor das Leitseil sein, an dem die Kritik der öffentlichen Dinge ans Licht krabbeln darf. Die Erziehung des Publikums zu unbedingter Autoritätsgläubigkeit wird — zum Heile der Staaten — vornehmste Aufgabe der Publizistik bleiben, und die Stimmungsmacher selbst werden je nach Parteirichtung einander auch fernherhin als Schurken, Verleumder, Gauner und Ehrabschneider traktieren, bis ein neuer Kongress sie alle zu neuer Gemeinsamkeit zusammenführt.

Wer es aber wagt, abseits zu stehen, Ansichten zu haben, die in die Tiefe greifen, sich den Stecknadel-Scharmützeln der Tagesschreiber zu entziehen, um für einen besseren Kampf stärkere Waffen zu schmieden, den werfen sie in wohlverstandener Solidarität als Auswurf des

Auswurfs vor die Säue. Er wird sich aber nicht hindern lassen, seinen Weg vorwärts zu gehen und es für eine kulturvolle Aufgabe zu halten, der öffentlichen Meinung von Zeit zu Zeit mit Vehemenz in die Presse zu schlagen.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittage schrieb ich noch eine Reihe von Briefen. Denn der Inspektor hatte mir für mein Geld ausreichend Konzeptpapier nebst Kuverts und Briefmarken holen lassen. Besonders hob sich meine Laune durch den schwarzen Kaffee mit zwei Buttersemmeln, der nachmittags kam, wie denn überhaupt meine Stimmung seit der Einführung der Selbstbeköstigung wesentlich besser geworden ist. Aber Zigarren hatte ich an diesem Abend nicht, und ich war unglücklich, mir von den zweien, die ich am Abend vorher geraucht hatte, nicht eine reserviert zu haben.

Am folgenden Morgen (Dienstag, den 2. November) berichtete mir Giesmann, der auf Anordnung des Oberaufsehers meine Zelle in Ordnung zu halten hatte, während er den Topf aus dem „Leibstuhl“ nahm, dass oben im dritten Stock eine sehr schöne Zelle — Nr. 48 — leer geworden sei, die ein grosses Fenster habe und „bald so scheen wie ne Ufseherzelle“ sei. Ich hatte ihm gegenüber nämlich schon über das schlechte Licht geklagt und nahm mir vor, den Inspektor um die Zelle 48 zu bitten. Es gebe dort auch einen Stuhl mit Rückenlehne. Auf den Umstand, dass meine Klappbank ohne Lehne war, führte ich einige Rückenschmerzen zurück. Ich beschloss, den Versuch, die bessere Zelle zu kriegen, jedenfalls bei der nächsten Gelegenheit zu unternehmen. An diesem Vormittage kamen auch zwei schöne Decken und ein weiches Kopfkissen an, die mir meine Geschwister auf Caros Anregung schickten. Es lagen mehrere Aepfel und Birnen bei, die ich mit Giesmann teilte. Er half mir dafür, die Decken auf das Lager zu legen. Von der nächsten Nacht an lag ich nun in der Tat erheblich weicher, aber besser schlafen kann ich bis jetzt immer noch nicht. An diesem Tage begab sich nicht viel Bemerkenswertes. Nur brachte mir Caro, als er mittags kam, gerade als die Frau mein Essen brachte, das ich nun im Büro stehend zu mir nahm, zwei Bücher mit: Paul Scarron „Der Komödiantenroman“, übersetzt und herausgegeben von Franz Blei, und Aage Madelung „Jagd auf Tiere und Menschen“, beide aus dem Besitzstande von Rudolf Kurtz. Caro berichtete, dass er sich mit Justizrat Bernstein in Verbindung gesetzt habe, der zur Zeit in Berlin sei und im Palasthotel wohne. Diesen Bescheid habe er telephonisch aus seiner

Münchener Kanzlei erhalten und nun habe er ihn dort angerufen. Bernstein habe sich gleich interessiert gezeigt und wolle, sobald er in München sei, meine Angelegenheit dort persönlich fördern, sie inzwischen aber seinem Kollegen dort übergeben. Im übrigen werde Bernstein mich wohl den nächsten Tag im Gefängnis aufsuchen. Bis jetzt ist er freilich noch nicht gekommen, steht aber nun für morgen (Montag) vormittag mit Caro zugleich in Aussicht. — Ich benutzte die Gelegenheit meiner Anwesenheit im Büro, vor dem Inspektor meine Bitte um eine andere Zeile zu unterbreiten. Dabei sagte ich nichts von meiner Kenntnis über die Zelle 48, sondern überliess es ihm, davon anzufangen. Das tat er denn auch, indem er zuerst meinte, die Zellen seien ja alle gleich, dann aber wohlwollend fortfuhr: „Na, ich will mal sehen, ob wir nicht oben die Erkerzelle kriegen können. Da ist sehr schönes Licht, und wenn es geht, bringe ich da immer die besseren Gefangenen unter“. So war ich also von Amts wegen als „besserer Gefangener“ anerkannt, was mir umso mehr Mut gab, noch einmal wegen den Zigarren anzubohren. Der Inspektor wolle nicht gern darauf eingehen, sagte mir aber schliesslich zu, er wolle mir, statt aus meinem Vorrat Zigarren herauszugeben, lieber extra welche holen lassen. Ich stimmte dem mit Vergnügen zu und bat ihn, da ich ja doch höchstens zwei am Tage rauchen dürfe, mit meinem Gelde nicht sparsam zu sein, und recht gute, grosse und schwere Zigarren kaufen zu lassen.

Ich las an diesem Nachmittage den „Komödiantenroman“, ein dickleibiges Buch zur Hälfte durch. Ein köstliches Werk aus der Zeit des anciens régimes. Die Erlebnisse einer reisenden Komödianten-truppe, von einem lebenslustigen, liebenswürdigen französischen Abbé erzählt, dessen persönliche Randbemerkungen und muntere Milieu- und Personenschilderung, die glänzende Anordnung der Kapitel und die eingestreuten Novellen das Buch zu einem der graziösesten und unterhaltsamsten machen, die ich kenne. Der Anfang, wie die sonderbare Truppe in Mans einrückt, erinnerte mich lebhaft an den Beginn des neuen Romans von Heinrich Mann „Die kleine Stadt“, woraus er Hardekopf und mir in München ein Kapitel vorlas, und dessen Einleitungskapitel er in einer öffentlichen Vorlesung im Saal des Neuen Vereins mitteilte. Es wäre sehr mein Wunsch, dies Buch, das dieser Tage erscheinen soll, in meine Zelle zu bekommen. — Gegen Abend kam der Inspektor zu mir herein und reichte mir eine Tüte mit fünf prächtigen, grossen, dicken, mit pomphafter Leibbinde gezierten Zwanzigpfennig-Zigarren. Er gab sie mir mit einer gewissen zurückhaltenden Vorsicht, indem er mich ermahnte, sie möglichst nicht vor andern sehen zu lassen. Er . . . stehe in unerhörter Weise unter Aufsicht seiner eigenen Unterbeamten, die ihm sehr gern am Zeuge flickten. Jedenfalls dürfe ich immer erst abends rauchen,

wenn schon Licht gemacht ist. Wenn der Aufseher mal dazu käme, soll ich ihm ruhig sagen, er, der Inspektor, habe mir die Zigarre gegeben. Denn Durchstecherei sei das nicht, und er stehe dafür ein, möchte sich aber unnötige Scherereien vom Leibe halten. — Ich konnte die Zeit kaum erwarten, dass man mir die Lampe anzündete. Dann rauchte ich eines der neuen Kleinode mit unermesslichem Behagen, — aber nur eins, und ich muss mich rühmen, dass ich seit diesem Tage jeden Abend nur eine einzige Zigarre geraucht habe, deren Stummel ich dann auf das Brett des Leibstuhls lege, wo Giesmann ihn fortnimmt, um sich Zigaretten davon zu machen.

Am folgenden Morgen klingelte mich die Hausglocke zu einem sehr regnerischen Tage wach. Vielleicht werden mir später, wenn ich diese Aufzeichnungen unter normalen Verhältnissen wieder durchlese, die Ereignisse an diesem Mittwoch garnicht besonders bedeutungsvoll vorkommen. Aber die Relativität aller Dimensionen und Werte stellt auch die Sonderung des Wichtigen vom Irrelevanten unter die Entscheidung der variablen psychischen Impressionen.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Kritinismus. In meinen Theaterberichten im „Kain“ war ich schon verschiedene Male genötigt, die Münchener Theaterkritiker eines bedauerlichen Mangels an Uebersicht und Urteil in ihrem Spezialfach zu zeihen. Mancher könnte meinen, dass die Herren (sowie die Dame) in ihrer Tätigkeit wenig Gelegenheit finden möchten, positiven Schaden anzurichten. Leider finden sie Gelegenheit. Das Fach der jugendlichen Charakterspielerin im Hoftheater, in dem uns Fr. Terwin freundlich verwöhnt hatte, ist seitdem nicht so vorteilhaft besetzt, wie es im Interesse höheren Kunststrebens zu wünschen wäre. Die Intendanz scheint das eingesehen zu haben, denn sie lud verschiedene Male Gäste vor das Publikum, deren Wert zur Kritik gestellt wurde. Zuletzt spielte im Residenztheater Fr. Helene Ritscher die beiden stärksten Rollen der Terwin, Hilde Wangel und Cleopatra. Helene Ritscher ist, wie sich männiglich hätte orientieren können, keine unbekannte Debütantin mehr. Wusste man schon nicht, dass sie in Wien und Berlin schon seit Jahren als starke Hoffnung galt, so hätte man sich wenigstens daran erinnern dürfen, dass sie vor zwei Jahren im Münchener Künstlertheater in Hebbels „Judith“ die Mirza spielte und diese undankbarste Aufgabe, die einer Schauspielerin gestellt werden kann, zu einer künstlerischen Leistung von seltenem Range erhob. War aber das Gedächtnis der Kritiker schon nicht fest genug, um in lebenswürdiger Voreingenommenheit im voraus die dauernde Bindung der Dame am Hoftheater wünschen zu lassen,

so wäre denn doch vielleicht einige Gerechtigkeit bei der Beurteilung des Gastspiels selbst am Platze gewesen. Wer von solcher Intensität, Wärme, Kraft und Ergriffenheit, wie sie die Ritscher zeigte, nichts empfängt als achselzuckendes Bedenken gegen einige technische Ungleichheiten, dem soll man die kritische Feder aus der Hand reißen. In der „Münchener Post“ wurde das lebendigste Temperament, das je auf der Residenzbühne stand, geschildert, als ob ein Hund an einer Bretterplanke das Hinterbein aufgehoben hätte. Dem V, das die Münchener Sozialdemokraten über Bühnenergebnisse informiert, muss bedeutet werden, dass Strümpfstricken eine weitaus förderliche Beschäftigung ist, als ohne Ahnung vom Wesen der Schauspielerei wertvolle Künstler herunterzureißen. Hoffentlich hat die Hoftheater-Intendanz Rückgrat genug, die Schauspielerin auch gegen die Meinung der Presse hierher zu verpflichten. Sonst könnte sie eines Tages einen Schüttelreim auch auf sich beziehen, den ich vor Jahren schon der Berliner Bühne widmete, die über das Talent Helene Ritschers verfügte, ohne ihm genügende Gelegenheit zur Betätigung zu geben:

Man holt sich alle Kitscher ran,
und sieht nicht, was die Ritscher kann.

Es wäre in der Tat hohe Zeit, wenn da, wo die Lossen und die Terwin gewirkt haben, endlich wieder einmal eine kräftige Persönlichkeit an die Rampe dürfte. Sollte die Ritscher das Urteil der Zeitungskritiker bestätigen, dann will ich ein kritischer Hanswurst heissen.

Neues von der Theaterzensur. Der folgende Brief wurde mir zur Veröffentlichung eingesandt:

Budapest, den 30. Juni 1912.

Sehr geehrter Herr Mühsam!

Sie haben gewiss erfahren, dass die Polizei Münchens die Aufführung der Komödie „Die heilige Sache“ verboten hat, als deren Autoren Felix Doermann und ich zeichnen. Das Verbot ist aus Gründen der „Wohlanständigkeit“ erfolgt, wie das so heisst, und die Polizei nimmt an, es handele sich um ein Schlüsselstück, in dem der Familie Wagner und ihren Trabanten und Anhängern und Gefolgsleuten ohne einen Schein von Recht der Vorwurf gemacht wird, die Hüter des Erbes von Bayreuth (der Ausdruck stammt von Thode) hätten bei den Festspielen nur geschäftliche Interessen

Die Polizei hat recht —: wir haben, ohne gerade den albern und snobistischen Festspielzauber von Bayreuth zu kopieren, beim Schreiben unserer Komödie an Bayreuth gedacht. Wir haben dieses Theater und sein Drum und Dran unter die kritische Lupe genommen und haben uns nach lebenden Modellen Figuren für das

Drama ausgedacht, die nur in unserem Stück ihre Existenz haben. Ich finde, ein solches Anschliessen an die Wirklichkeit ist das Recht jeder Satire. Aber es scheint, als ob das Theater von Bayreuth und alles, was damit zusammenhängt, nun plötzlich zu den heiligen Gütern der Nation gehört, an denen Deutschland so reich ist. Das ist gewiss für den Revolutionär von 1848 und für Meyerbeers Vollender eine hübsche Carriere.

Protest gegen das Verbot ist erhoben, wird aber garnichts helfen. Macht nichts — wenn sich Wagners nur den „Parsifal“ für Bayreuth sichern.

Ergebenste Grüsse!

Hanns Fuchs.

Die Arbeit der Herren Felix Dörmann und Hanns Fuchs ist mir unbekannt. Ich bin daher ausserstande, über ihren künstlerischen Wert eine Meinung zu äussern. Das Verbot scheint erfolgt zu sein, weil der Zensor in dem Werk eine taktlose Verunglimpfung der Familie Wagner erblickte. Die Schlusswendung in dem Briefe des Herrn Fuchs lässt ja in der Tat darauf schliessen, dass Herrn Siegfried Wagner und seiner Mutter in der Komödie eigennützige Motive bei ihrem Kampfe um das Parsifal-Privileg für Bayreuth untergeschoben werden. Hoffen wir, dem sei nicht so. Gesetzt aber den Fall, so erhebt sich doch die Frage, ob die Polizeizensur das geeignete Organ ist, mit ihrem Machtspruch die endgültige Entscheidung über das Schicksal des Stückes zu fällen.

Ich meine, dass die Auffassung, die der Polizei keinerlei Befugnisse in künstlerischen Dingen einräumen will, auch dann keiner Revision bedarf, wenn durch das Eingreifen der Zensur einmal die Aufführung eines Werkes verhindert wird, das von der Bühne aus wirklich berechtigtes Aergernis erregen müsste. Dem Zensor fehlt, wie unzählige Beispiele beweisen und wie es in der Natur seines Amtes liegt, jede Kompetenz, den Kunstwert und mithin die Kulturbedeutung eines literarischen Werkes zu beurteilen. Er kann nicht unterscheiden, ob erkennbare Personen Modell gestanden haben für eine künstlerisch komponierte Arbeit und nun in ihrer privaten Wesenheit hinter das synthetische Werk zurücktreten, oder ob die Schaubühne mit einem komödienhaften Fabrikat zum Angriff gegen bestimmte Personen missbraucht werden soll. Wie es sich im akuten Fall verhält, kann ich, wie gesagt, nicht wissen. Ich nehme rein akademisch den Tatbestand so an, wie ihn die Polizei auffasst, unterstelle also, dass die Unterlassung einer Aufführung von allen höheren Gesichtspunkten aus zu wünschen wäre, so bleibt immer noch das Bedenken, dass das „Oaha“-Verbot aus genau den gleichen Gründen erfolgt ist, die der „heiligen Sache“ den Weg zur Bühne

versperren. Der Begriff Kunst existiert für die Polizei nicht, und die Gefahr, dass Kunst unterdrückt wird, besteht solange, wie die Polizei sich mit ihr zu beschäftigen hat.

Werden nun aber in einem (künstlerisch minderwertigen) Stücke wirkliche menschliche Interessen einzelner Personen geschädigt, und ein Theaterdirektor mutet seinen Schauspielern zu — vielleicht in der Hoffnung, mit einer Sensation Geschäfte zu machen —, dem Werke lebendige Gestaltung zu geben, so wäre es natürlich zunächst Sache des Publikums, einem derartigen Machwerk eine gesalzene Abweisung zu erteilen. Der Schaden wird in solchen Fällen immer den Autor treffen, schwerlich das benutzte Modell. Schlimmstenfalls aber sollte der angegriffene Teil lieber von der Möglichkeit Gebrauch machen, das ihn schädigende Werk einer richterlichen Kommission zu unterbreiten, als durch Anrufung der Polizei deren Willkür zu stärken. Das Gericht prüft ganz nüchtern alle im einzelnen Falle in Frage kommenden Faktoren und verfügt, wenn es in der öffentlichen Wiedergabe des Stückes tatsächliche Gefährdung des Klägers erkennt, die Unterlassung der Aufführung bei Vermeidung einer hohen Konventionalstrafe, während die Polizei im blinden Eifer, ein Unkraut aus einem Beet zu reissen, mit plumpen Wasserstiefeln die schönsten Kulturen zertritt.

In Preussen steht gegen die Tätigkeit der Zensur wenigstens der Einspruch beim Oberverwaltungsgericht offen. Bayern kennt diese Einrichtung nicht. Wer sich hier durch das Walten der Polizei beschwert fühlt, darf sich beim Ministerium beklagen, bei demselben, das die Polizeibeamten einsetzt und das diese Beamte natürlich so auswählt, wie es seinen Verwaltungswünschen entspricht. Wer beim Minister Klage führt, wird auf die Antwort gefasst sein müssen: wäre ich mit den Massnahmen des Zensors nicht einverstanden, so würde ich einem andern das Amt geben. Das Bestehen eines Oberverwaltungsgerichts, das neuerdings von liberalen Politikern für Bayern angestrebt wird, wäre also gewiss gegen die verantwortungslose Tätigkeit der Polizei ein Fortschritt. Mir scheint aber, dass freiheitliche Menschen, vor allem Künstler und Kunstfreunde, doch lieber für eine völlige Beseitigung der Zensur ins Zeug gehen sollten. In Frankreich, in England und selbst in etlichen deutschen Städten gibt es keine Zensoren und man hat bisher nicht erfahren, dass diese Anarchie schon irgendwo zu einer Verwilderung und Zelrüttung der Volkssitten geführt hätte.

Die Polizeiassistentin. Der Fall Schapiro wäre ohne erhebliche Bedeutsamkeit, wenn die Dame in perverser Lüsterheit aus ihrem Sittlichkeitsamt ein psychisches Lotterbett gemacht hätte, wenn also

ihr Eifer, illegitime Vorgänge zu ermitteln, sich einfach mit versetzter Geilheit erklären liesse. Man könnte dann sagen: es ist ein Skandal, dass Mädchen, die den berechtigten Wunsch haben, in ihrem privaten Tun unbehelligt zu bleiben, unter Berufung auf eine Polizeilegitimation gezwungen werden können, gegen ihren Willen den überreizten Sexualnerven einer Fremden den verlangten Kitzel zu verschaffen. Zur allgemeinen Charakteristik der polizeilichen Sittlichkeitsbestrebungen wäre abET die Angelegenheit nicht zu gebrauchen. Es wäre ein Einzelfall.

Die Sache erhält ihre unheimliche Bedeutung gerade dadurch, dass Frau Schapiro zweifellos ganz und garnicht krankhafter Natur ist. Die Frau ist in ihrer Art Idealistin. Sie glaubte, mit ihrem Wirken einer heiligen Sache zu dienen. Sie wollte denen, die sich in ihren Amtsbezirk verirrt, aus ehrlichem Herzen helfen, und der einzige Vorwurf, der ihr persönlich zu machen wäre, könnte der sein, dass sie in übertriebener Hilfsbereitschaft Netze auswarf, um möglichst viele nach ihrer Auffassung entgleiste Mädchen in ihren Amtsbezirk hineinzuziehen. Man sollte Frau Schapiro dankbar sein, dass dieser Vorwurf erhoben werden konnte. Sonst hätten wir wahrscheinlich noch sehr lange nicht erfahren, über welche haarsträubenden Befugnisse die Polizei verfügt, um das persönliche Treiben der Menschen zu beaufsichtigen und unter ihre Vormundschaft zu bringen.

Ein Mädchen, das kein „festes Verhältnis“, wohl aber genügend gesunde Sinnlichkeit hat, um an den Jugendfreuden des Lebens in ausgiebigem Masse teilzunehmen, ist eo ipso der „gewerbsmässigen Unzucht“ verdächtig, und das heisst: eine polizeiliche Amtsperson erhält das Recht, die Verdächtige aufzugreifen, ihr Vorhaltungen zu machen und sogar Zwangsmassregeln zu ergreifen, um sie in die Bahnen der bürgerlichen Wohlanständigkeit zu lenken. Der den Deutschen von Kindesbeinen anerzogene Respekt vor der Polizeimacht geht so weit, dass keines der belästigten Mädchen es wagt, sich die Moralpredigten der Assistentin energisch zu verbitten. Freilich ist dieser Respekt wohl auch häufig identisch mit der Angst vor Zwangserziehung, körperlicher Untersuchung und andern Widerlichkeiten, die als Drohung ja auch oft genug hinter den Moralpredigten auftauchen. Reguläre Razzien werden veranstaltet, um Gelegenheitspäpchen in flagranti zu erwischen, und der Schutzmann, der heute von den Reizen eines anmutigen Fräuleins ausseramtlichen Gebrauch macht, läuft morgen zur Assistentin und liefert den Namen des Fräuleins als geeignete Adresse für polizeiliche Besserungsbemühungen aus.

Die Folge ist natürlich, dass die jungen Mädchen einer Stadt (wer kann wissen, ob es nicht anderswo genau so zugeht wie in Mainz?) das, was ihre Natur verlangt, in ständiger Angst vor der Faust der Obrigkeit tun. Sie verlieren ihre schöne freie Unbefangenheit, kommen sich in ihren eigenen Handlungen schlecht und „gefallen“ vor. Daraus entsteht dann Hysterie, Fahrigkeit, Verlogenheit, Heimlichkeit und Unfreiheit in allen übrigen Daseinsäusserungen und in den Kindern, die von ihnen geboren werden, ein schwächliches, ungeschönes und ungesundes Geschlecht. — Der schneidigen Moral gegenüber, für die alles, was sich der polizeilichen Zucht zu entziehen sucht, Unzucht heisst, wollen wir ändern, die wir den Knebel nicht mögen, mit vernehmlicher Stimme die Freiheit der Sinne proklamieren. Die Beziehungen der Geschlechter zueinander haben mit Moral nicht das geringste zu tun und können daher nicht unmoralisch

sein. Unmoralisch aber und jedes feinere Gefühl tief verletzend ist die Beschnupperung privater Sexualaffären durch amtliche Moralstützen und durch sittliche Amateure.

Zeppelins Pech- Das Lebenswerk des alten Grafen Zeppelin in allen Ehren. Einer, der an seine Mission glaubte und allen Verhöhnungen und Besudelungen derer, die ihm heute demütig in jeden erreichbaren Körperteil rutschen, zum Trotz seinen Weg ging. Einer, der — über die siebzig — noch den Plan besinnt, seine Maschine im wissenschaftlichen Dienst in Polargegenden zu steuern. Dem darf keiner den Respekt versagen, der steht über der Kritik seiner eigenen Leistung.

Der Kritik nicht entrückt ist hingegen das Produkt des Zeppelinschen Lebenswerkes und noch weniger das Fanfarengejohl der — ehemals mir beileibe kein Urteil über Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit des starren Systems anmassen. Ich habe keine Ahnung, ob ein lenkbarer Luftballon mit Aluminium oder mit Kautschuk umkleidet zu sein hat; von mir aus soll man ihn in Papiermaché hüllen. Soviel aber hat mein ahnungsloses Laiengemüt doch schon gemerkt, dass sich Zeppelins Apparat besonders bewährt, um die weise Lehre des alten Th. Vischer von der Tücke des Objekts zu bekräftigen.

Alle Jahre, wenn der Sommer in die Lande zieht, steigt Z I, II, V, VIII oder Y zu feierlicher Paradedfahrt in die Lüfte, sieghaft begleitet von Wolfs Telegraphenbüro. Das deutsche Herz klopft im Sechachteltakt zum neuesten Propellerrekord, und in jeder begeisterten Männerbrusttasche steckt das Extrablatt, das die glückliche Landung am Fahrtziel bestätigt. Bei der Rückreise aber schweigen die Gesänge. Irgendwo reckt ein Bergwald seine Wipfel in Zeppelins Ankertau, ein Sturm erhebt sich zur unrechten Zeit, der Motor streikt — kurzum: Jahr für Jahr platzt Deutschlands Stolz und Hoffnung und hinterlässt dem betrübten Blick ein verbogenes Aluminiumgerüst. Dieses Mal rechneten uns die leider hinterbliebenen, Zeitungen vor, dass bis jetzt acht Zeppelin-Luftschiffe in die Binsen gegangen sind. Man muss an sich halten, um nicht auszurufen: Vivat sequens!

Man mag mich einen Rohling nennen: für den allgemeinen Jammer um die prächtigen Luftfahrzeuge habe ich kein Organ. Der gilt ja garnicht dem zerstörten Gasfuhrwerk. Der gilt der Erwägung, dass für den nächsten Krieg auf die schöne neue (Waffe nun doch kein rechter Verlass sein dürfte. Solange die grossen technischen Erfindungen nicht nach ihrem Nutzen für den Verkehr der Menschen untereinander bewertet werden, sondern nach dem Dienst, den sie bei der Ermordung feindlicher Soldaten leisten können, so lange braucht ihrem Fiasko keine Träne nachzufließen. Es gibt (zwar nicht räumlich, aber geistig) höhere Dinge als Aeroplane und Zeppelinische. Wenn einmal unter den Völkern Friede sein wird und die technische Zivilisation einer geistigen Kultur zugute kommt, dann wird auch der, der dem politischen Komödienspiel abseits und feindselig zusieht, bei den Statistiken über die alljährlichen Zeppelinschen Pechfälle von anderen Gefühlen bewegt werden als von ironischer Erheiterung.

Saccharin. Es ist wohl mein Verhängnis, dass ich stets da Ankläger bin, wo sonst niemand etwas zu tadein findet, und Verteidiger, wo der schleimige Entrüstungsfladen aller Wohlgesinnten über individuelle Handlungen trieft. Seit längerer Zeit werden die deutschen Zeitungsleser immer wieder durch Nachrichten entsetzt, die abenteuerliche Schmugglerunternehmungen an den schweizerischen und österreichischen Grenzen schildern. Man erfährt, wie ungeheure Mengen von Saccharin aus der Schweiz, wo der Süsstoff sehr billig ist, über die deutsche Grenze befördert werden: in vornehmen Automobilen, in kunstvoll für den Zweck präparierten Westen, in hundert arglistigen Umhüllungen und Verkleidungen. Da der freie Handel mit Saccharin in Deutschland verboten ist und infolgedessen hier und in Oesterreich kolossale Preise für das Präparat gezahlt werden, machen die Kontrebandisten und die Zwischenhändler gelänzende Geschäfte. Der Bürger aber wendet sich voll Abscheu von solchen Untaten ab.

Weiss der Bürger, warum der Saccharinhandel in Deutschland verboten ist? Es sei ihm mitgeteilt: Die Zuckeragrarien fühlen sich durch den künstlichen Süsstoff geschädigt. Das Volk sollte gezwungen werden, die Versüssung der Speisen so teuer zu bezahlen, dass die Magnaten, die die Elite der Nation darstellen, ihren ausgiebigen Nutzen davon hätten. Einen wichtigen landwirtschaftlichen Konsumartikel durch ein billiges Surrogat ersetzen, heisst in Deutschland so ungefähr Landesverrat treiben. Daher musste die Hygiene heran. Es hiess, der Ersatz des Rübenzuckers durch Saccharin schädige die Volksgesundheit, da Zucker ein unentbehrliches Nahrungsmittel sei, wobei nicht gesagt wurde, dass der Zucker, der als Volksnahrung wirklich in Betracht kommt, im Gemüse, Obst und in vielen anderen Speisen chemisch gebunden enthalten ist, und dass die Zuckerstücke, die zur Beeinflussung des Geschmacks in den Kaffee und in die Mehlspeisen geworfen werden, als Ernährungs-substanz kaum in Frage kommen. — Aber die Agrarien bekamen natürlich das Gesetz, das sie wünschten.

In Deutschland gibt es nur noch eine einzige Saccharinfabrik. Die deckt den ganzen Bedarf der Apotheken, die allein noch damit handeln dürfen. Diese Fabrik würde von dem Entdecker des Saccharins, Dr. Fahlberg, begründet und befindet sich bei Magdeburg. Weiss der Bürger, was mit dem bei den Schmugglern beschlagnahmten Saccharinvorräten geschieht? Früher würden sie vernichtet. Neuerdings werden sie für billiges Geld vom Staate an die Fahlbergsche Saccharinfabrik verkauft, die auf diese Weise soviel Saccharin ins Haus bekommt, dass sie ihre Arbeiter entlassen konnte und mit der geschmuggelten Ware den ganzen deutschen Bedarf deckt. Der Staat macht also mit dem Verbot des Saccharinverkaufs in Deutschland ein gutes Geschäft, die deutschen Saccharinarbeiter sind infolge dieses Verbots brotlos, das deutsche Volk wird ungeheuerlich belastet, und der Bürger, der sich in Mussestunden der Entrüstung über die betrügerischen Manipulationen der Saccharinschmuggler hingibt, tritt zur Vermehrung solcher Mussestunden eine Erholungsreise nach Tirol an. Beim Kofferpacken achte er nur gut darauf, dass die Zigarrenkiste unter den Nachthemden gut versteckt bleibt. Es wäre doch peinlich, wenn man sie in Kufstein erwischte !

KAIN, Heft 2. Inhalt: Politisches Variété — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Der rührige Zensor. — „Titanic.“ — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt. — Aus dem „Krater“.

KAIN, Heft 3. Inhalt: Strindberg- — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater — Bemerkungen. — Bonnot Garnier und Co. — Der Kampf mit dem Drachen. — Die entsprechende Sühne. — Geburtstagsgrüsse. — Maria im Rosenhag.



NEUE BLÄTTER

HALBMONATSSCHRIFT

erscheint am 5. und 20. jeden Monats im Format von 24X32 mit ein bis zwei Handzeichnungen zum Preise von 25 Pf., jährlich Mk. 5.50.

INHALT

des ersten Heftes: MATISSE: Akt / CLAUDEL: Rezitation aus der Einsetzung des Ruhetages / PASCOLI: Der Taumel / DÄUBLER: Der Nachtwandler / PHILIPPE: Briefe | LEHMBRUCK: Akt /

des zweiten Heftes: GENGWA HIROMI: Chinesischer Holzschnitt / CLAUDEL: Magnificat / CLAUDEL: Aufbau der Kirche / CLAUDEL: Ausschau vom Meer auf das Land / CLAUDEL: Besuch / CLAUDEL: Der Schauende / CLAUDEL: Beschluss /

des dritten Heftes: DERRAIN: Holzschnitt / GEIGER: Ode / GIDE: Mopsus / RAY: Jules Romain

des vierten Heftes: RODIN: Akt / PEGUY: Mysterium / GIDE: Anmerkungen / TREUGE: Gedichte / L'ARBAUD: Barnabas /

Spätere Nummern bringen Handzeichnungen von

RODIN / MÜNCH / PICASSO / BARLACH / RENOIR

Probenummern werden umsonst nicht abgegeben.

Jede gute Buchhandlung wird zum Bezug der NEUEN BLÄTTER empfohlen- Wo diese Art des Bezuges auf Schwierigkeiten stösst, erfolgt der Versand gern durch den Verlag, der das Porto besonders berechnet.

ERICH BARON / VERLAG / BERLIN W. 15/205



von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904.
(Die Auflage ist vergriffen.)

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M. 2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

Im Kain-Verlag München, Baaderstraße 1a
ist erschienen:

„Der Krater“

Gedichte von Erich Mühsam.

Preis: M. 2.—